

Kur fürs Großstadt-Ich



Raus aus Berlin, rein in ein griechisches Fischerdorf. Jenseits der Saison lebte unser Autor einen Monat lang auf der Peloponnes – und entdeckte die LANGSAMKEIT

TEXT MARC OLIVER RÜHLE

Der rechteckige Klapptisch aus sonnenverblichenen, einst nussbaumgebeizten Holzleisten gehört zur sogenannten Sommergarnitur für die lauen Abende auf der Terrasse, als Platz für den erfrischenden Wein, den Ziegenkäse, die Oliven – umgeben von Apfelsinen- und Granatapfelbäumen. Die Saison des Draußensitzens ist für die Einheimischen längst vorüber, und so habe ich den Tisch für meine Zwecke aus dem Kabuff hervorgekramt und im Wohnzimmer des dazugehörigen Sommerhauses wieder aufgeklappt und direkt vor die Fensterfront gerückt, um vis-à-vis den Wellenschlag des Mittelmeers am Ufer zu beobachten, ab und an ein Fischerboot, manchmal einen Frachter vor der Kulisse der Berge von Delphi und später den ersten Schneehauch auf deren Gipfeln. Hier, an dieser Stelle, mit diesem Blick, entsteht dieser Text über den Selbstversuch eines anderen Lebens, dem Wunsch entsprungen, mich in meiner Getriebenheit und Hast etwas auszubremsen. Die Jahreszeit schien mehr als passend für meine angestrebte Veränderung. Oder vielleicht am ehrlichsten ausgedrückt: Jetzt war es am sinnvollsten, einfach auszureißen.

Es ist Sonntag, der fünfte November, und ich habe entschieden, mich einen Monat lang auf ein winziges griechisches Dorf am Golf von Korinth, zwei Autobahnstunden westlich von Athen, einzulassen. Mich aus der Großstadt zurückzuziehen, von dem Berliner Aufgalopp an Eindrücken, dem Grundrauschen und eigenen Ablenkungsmanövern im wahrsten Sinne

Keiner da? Vier Stunden dauert die Siesta: Zeit, um zu essen, zu schlafen und sich um die Familie zu kümmern

fernzuhalten. Stattdessen: spätes Grillenzirpen, stetes Vogelgezwitscher, immer blühende Bougainvilleen in prachtvollen Farben. Die Infrastruktur dafür war schnell organisiert, meine Wohnung rasch untervermietet und für den gleichen Preis ein ganzes Haus bezogen. Meeresrauschender Schlaf inklusive und der Duft nach Zitrusfrüchten, Pinien und Holzfeuer.

Derveni heißt mein neuer dörflicher Aufenthaltsort in der westgriechischen Peloponnes, traditionell ausgestattet mit einer schlichten byzantinisch-orthodoxen zweifarbigen Kirche etwas erhöht am Hang, einer kleinen Kapelle direkt am Meer, einer Schule mit Bushaltestelle, einem mit Flutlichtmasten ausgestatteten Fußballplatz, verstreuten, nun verwaiseten Ferienresidenzen Athener Familien und einer zentralen Hauptstraße mit den elementarsten Geschäften, die man zum Leben braucht: zwei Obst- und Gemüseläden, ein Schuster, ein Schreibwarenladen, der auch als kleiner Baumarkt bezeichnet werden kann, eine Rösterei mit Nüssen, Gewürzen, Kräutern und Kaffeebohnen, zwei Kioske, eine Fleischerei und eine Bäckerei sowie regional bedingt ein Fischgeschäft, das bis zwölf Uhr mittags geöffnet hat, dann ist der Tagesfang ausverkauft. Frischer Fisch und Meeresfrüchte quasi aus dem glasklaren Wasser vor der Haustür. Dazwischen eine Vielzahl an Cafés und Restaurants, die zu ganz bestimmten Zeiten bevölkert werden, am Nachmittag ab 17 Uhr beispielsweise von Backgammon spielenden älteren Herren, die sich nicht zu verabreden scheinen, die keine Telefone brauchen, denn sie treffen sich immer zur selben Zeit am selben Ort – und das ein Leben lang. Das wird mir schnell bewusst, das ist offensichtlich.

„Sie treffen sich immer zur selben Zeit am selben Ort – ein Leben lang“

Hier sitzen parallel verlaufende Lebensgeschichten beieinander. Der eigentliche Dorfkern, eine nicht infrage zu stellende, unausgesprochene Übereinkunft. Jeder weiß vom anderen und bezeugt des anderen Biografie. Das berührt mich sehr, denn diese kleinen, natürlich formierten Zellen sterben weg. Auch hier. Wer jung ist und kann, geht nach Athen oder Patras. Auch ich werde im Alter kaum noch diese Einigkeit beobachten können – die Vertrautheit, die Freundschaft ohne Organisation und das kollektive, ortsgebundene Gedächtnis. Dazu lebe ich viel zu sehr in einer unverbindlichen, urban-ökonomisch getrimmten Gesellschaft.

Doch zurück zur Nostalgie, zur romantischen Betrachtung: Ein verträumtes, sehr einfaches, nicht besonders herausgeputztes, aber lebendiges Stückchen Welt finde ich nach und nach hier vor. Mit festen Zeiten und klaren Abläufen. ➔



Fast schon ein Einheimischer:
unser Autor Marc Oliver Rühle

Strukturen, an die man sich zu gewöhnen und zu halten hat. Zum Beispiel sind von 13 bis 17 Uhr alle Türen verschlossen, und das Dorf wirkt wie ausgestorben. Siesta eben, Essens-, Schlafens- und Familienzeit. Und in diesem Rhythmus gehen meine Tage unaufgeregt ins Land. Jeder still und einfach vergangene Tag konzentriert mich ein Stück mehr, fokussiert und beruhigt mich. Die ab und an knatternd am Haus vorbeibrausenden Motorräder scheinen die größtmögliche Aufregung darzustellen.

Ich bin hier der einzige „Fremde“, der einzige Tourist zu dieser Zeit des Jahres – was ich denn hier NOCH machen würde, fragen sie mich, und sie fragen in vielerlei Weisen und sind überrascht. Mal mit etwas Deutsch, mal mit dem Google-Übersetzer, die Jüngeren auf Englisch, manchmal nur mit einem staunenden Lächeln. Seit einer Woche bin ich nun hier und Teil dieser sich täglich wiederholenden Bilder, wohin ich auch gehe, erkennt man mich wieder, ordnet mich ein, grüßt mich, fragt, nickt, winkt, schweigt, weiß, was ich will, weiß, wo ich wohne, und hängt mir einen Sack Apfelsinen an das Gartentor, einfach so. Das kenne ich nicht mehr. Ilias halbiert mir die Rechnung in seiner Taverne, weil Wochenende ist und seine Tochter, die hier bedient, ihr Englisch an mir ausprobieren kann. Maria erklärt mir, dass ich im Grunde nur ein einziges griechisches Wort kennen müsse, um zum Beispiel nach einer Bestellung mein Gegenüber glücklich zu machen, und dieses am besten zweimal hintereinander benutzen solle, es bedeutet: langsam, langsam.

Jeden Tag entdecke ich eine neue, weitere Eigenheit. Zum Beispiel die Bedeutung des Regens. Wenn es regnet, bleiben alle zuhause. Fertig, aus. Wenn Langsamkeit ein Volk zufrieden stimmt, wird klar, warum in Griechenland die ältesten Menschen Europas leben. Und so verwandle ich mich mit meinen langsam dahinlebenden Mitbewohnern nach und nach in eine Schildkröte.

Außer dem Meer, den Bergen und Seen hinterm Haus ist nichts zu sehen. Es gibt keinen Termin, nur das tägliche Notieren, Tagebuchführen und Beobachten, das Sinnieren.

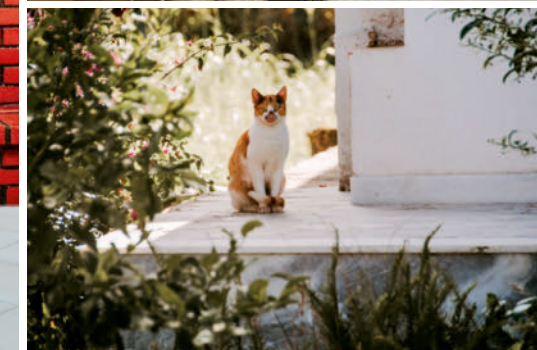
„Nach und nach verwandle ich mich in eine Schildkröte“

Wann habe ich das letzte Mal so flüssig ein Buch zu Ende gelesen? Wann am frühen Abend im Bett gelegen? Wann mir so viel Zeit gelassen – für alles? Und dennoch gibt es so viel zu tun und zu entdecken. Ich spaziere, wandere durch die Gegend, schaue mich um und versuche tatsächlich mit all meinem Sein hier mein Leben zu spiegeln, zu befragen.

Natürlich bin ich ständigen Rückblenden ausgesetzt, bin viel in Gedanken, und die sind oft auch schwer und ernst – aber neu. Neue Fragen, neue Antworten und sehr viele Relationen entstehen, und die sind mir bisher das Wichtigste. Relationen zu meinem Leben in Berlin, wo mich eben niemand erkennt, auch wenn ich regelmäßig die gleichen Orte aufsuche, weil einfach eine hohe Frequenz vorliegt, auch immer unterschiedliches Personal vor Ort ist oder zu viele Eindrücke herrschen – im wahrsten Sinne des Wortes. Relationen zu Deutschland, zu den heimischen Gesellschaftsordnungen und natürlich zu meiner direkten Umgebung, die hier ganz klar etwas mit mir anstellt. Zuallererst das Licht, die Sonne, die Wellen, die finstere Nacht mit dem bellenden Hund und dem über das schwarz-flächige Meer rufenden Kauz.

Eine Fuchs-und-Hase-Destination, das ist Derveni nach und vor der Saison, alle Jahre wieder. Unvorstellbar, dass hier im Sommer jeder Quadratzentimeter Strand mit Badetüchern bedeckt und mit Schirmen bespickt sein soll.

Ich führe seit meiner Ankunft Protokoll, halte fotografisch fest, was mich umgibt, was meinen Rhythmus hier abbildet, meinen Alltag fern vom Alltag. Ich lerne als Fremder in einer Umgebung, in der niemand seine Autos abschließt und jeder jeden kennt, sehr viel über mich selbst und meine Suche nach Besinnung, die heutzutage immer mehr zur bewussten Entscheidung auffordert. Ignoranz, Hast, Schnelllebigkeit sind unsere Entscheidungen, auch wenn die Modelle es uns nicht einfach machen, es anders zu machen. Ich habe mich nun entschieden, diesen Moment, diesen Monat lang, auf Trübel



verzichtend – hier – an diesem Ort, den ich vorher nicht kannte, einfach und provinziell zu leben und zu schauen, was mit mir und meinen Gedanken fortwährend geschieht. Sicherlich ein Luxus, und sicherlich wäre es mutiger gewesen, hier mit aller Konsequenz herzukommen. Das heißt, ein tatsächliches Leben – und eine damit verbundene Arbeit – auszuprobieren. Doch vielleicht ist es ein Anfang, meine Idee vom Dorf zu beleben? Der Beginn einer Auseinandersetzung ist es in jedem Fall.

Neugier und Umtriebigkeit lassen sich in mir nur schwer bändigen, so viel wird deutlich. Liana, die im Nachbardorf Ligia ihre Kindheit verbrachte, hat mir das Auto ihrer Mutter geliehen, und ich erforsche damit das Hinterland, die Berge, die vom Herbst gezeichneten Wälder, das dünn besiedelte Gebirgsplateau. Bleibe mitten auf der Landstraße stehen, lasse Ziegen passieren, fotografiere Esel und Schafherden. Und so altern die Landstriche dahin, denke ich. Vielleicht etwas lang-

samer als sonst, hier draußen, wo der Sonnenuntergang die Berge verchromt. Ist die Welt auf dem Land ein besserer Ort für mich? Kann ich das behaupten – nach den etwas mehr als vier Wochen?

„Den Gedanken zuschauen – das ist mein Alltag fern vom Alltag“

Es dämmt, und ich beschleunige langsam den Wagen, um mich auf den Rückweg zu begeben, den Serpentine zurück auf die Höhe des Meeresspiegels zu folgen. Nach einigen Kilometern sehe ich die Lichter der ersten Häuser. Wer wohl hier wohnt? Nebel kommt auf, und meine Scheinwerferkegel lassen den Ausschnitt vor mir verwunschen aussehen. Eine wohlige, heimelige Atmosphäre breitet sich in mir aus. Jetzt würde ich gern zuhause ankommen.